



Hightech trifft Steinzeit: Die Lägern im Fokus eines grossen Forschungsprojekts

Kulturgut und Kuriositäten: Die Hinterlassenschaft der Familie Schärer im Weiler Wellenberg

Kleinbauten in Stadt und Land

2010 – Jahr der Biodiversität

Trouvaille | Glossar | Tournee | Standpunkt | Lokaltermin | Lesestoff



Liebe Leserinnen und Leser

Das unter dem Titel «einst und jetzt» umfangreicher gewordene Jahresheft erlaubt die Publikation von eigentlichen Werkstattberichten: In der dritten Ausgabe geben der archäologische Hauptartikel über den Abbau von Feuersteinen wie auch der denkmalpflegerische über das ehemalige Weingut Wellenberg detaillierte Einblicke in den Stand von Forschungsprojekten, die noch Jahre laufen werden.

Diese Erweiterung des Angebots möchten wir unsererseits nochmals erweitern und zu diesem Zweck zu einem Tag der offenen Tür auf Samstagnachmittag, 1. Oktober, bei der Kantonsarchäologie und der Kantonalen Denkmalpflege einladen. Er soll dazu beitragen, die Forschungsberichte weiter zu visualisieren. So werden etwa Geräte aus Silex-Feuersteinen vorgestellt, und die im Haus Wellenberg gefundenen Trouvaillen werden in natura gezeigt.

Wir danken der Redaktion für Ihre vielfältigen Textbeiträge und wünschen Ihnen eine bereichernde Lektüre.

STARCH Stiftung für Archäologie
im Kanton Zürich

Dr. Oscar Fritschi
Präsident des Stiftungsrats



Liebe Leserin, lieber Leser

Das rokokokeitliche Oval der reformierten Kirche in Horgen – unbestritten ein Denkmal! Und das daneben stehende neoklassizistische Toilettenhäuschen? Die steinzeitlichen Pfahlbauten an den Zürcher Seen – Weltkulturerbe! Aber die zeitgleichen Abbaugebiete für Feuerstein in den steilen Hängen der Lägern?

«Es sind viele kleine Bäche, aus denen ein Strom wird», lautet ein afrikanisches Sprichwort. Ähnlich verhält es sich mit den Kulturgütern: Es sind nicht nur die national oder kantonale bedeutenden Objekte, die unseren Kulturraum ausmachen! Es ist vielmehr die Summe von unscheinbaren, lokalen Dingen wie Spritzenhäuschen, archäologischen Einzelfunden, ja sogar Brandschutt, in Häusern verborgenen Familiengeschichten, rohen Betonoberflächen ...

Ein anderes Sprichwort besagt: «Ein kleiner Bach macht mehr Geräusch als ein Strom.» So betrachtet wäre diese Ausgabe eine laute und gut vernehmbare geworden. Wir freuen uns, dass Sie hinhören.

Archäologie und Denkmalpflege
Kanton Zürich

Dr. Beat Eberschweiler
Abteilungsleiter



Hightech trifft Steinzeit:
Die Lägern im Fokus eines
grossen Forschungsprojekts



Kulturgut und Kuriositäten:
Die Hinterlassenschaft der Familie
Schärer im Weiler Wellenberg

	Nützlich, schön und oft bedroht – Kleinbauten in Stadt und Land	14
TROUVAILLE	Glasplatten: authentische Bildträger und Stoff für Rätsel	18
GLOSSAR	Brutalismus, Gehhorizont	19
TOURNEE	Aufsehen erregendes Kultgefäss aus dem Zürichsee Ein neues Zuhause für einen Kachelofen	19
	2010 – Jahr der Biodiversität. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch eine naturwissenschaftliche Domäne	30
STANDPUNKT	Alles von Hand	34
LOKALTERMIN	Bergwerk Buchs Alterthümermagazin Selnau	35
LESESTOFF	Lohnende Lektüre	35



Hightech trifft Steinzeit

Die Lägern im Fokus eines grossen Forschungsprojekts

Ein bemerkenswertes Szenario spielte sich kürzlich in den Wäldern am Lägernsüdhang ab: Ein Helikopter kreiste über den Baumwipfeln, Hunderte Meter Kabel führten durch das Dickicht zu komplizierten Messgeräten, ein Bagger riss Löcher in die Erde, Studentinnen knieten auf dem Waldboden und säuberten ihn mit Besen und Schaufeln. So sieht Archäologie im 21. Jahrhundert aus, eine Spurensuche, die traditionelle und modernste Forschungsmethoden gleichermassen nutzt.

Archäologie mit Bagger und Bleistift:
Im Profil verraten unterschiedliche Farbtöne frühere Abbaugruben. Ebenso zeigen sich die rötlichen Schichten mit Boluston, in denen die Silexknollen lagern.

str. Von den ersten menschlichen Ansiedlungen in der Steinzeit bis in die Zeit vor der Industrialisierung basierte die Wirtschaft zu einem wesentlichen Teil auf lokalen Ressourcen. Einheimische Rohstoffe spielten eine herausragende Rolle für die Ernährung, den Bau von Häusern und die Herstellung von Geräten. Die steinzeitlichen Bäuerinnen und Bauern an den Zürcher Seeufern holten sich Bau- und Brennholz, Steine, Erde, Geweih und Knochen aus dem unmittelbaren Umfeld ihrer Siedlungen. Eines der begehrtesten Rohmaterialien mussten sie sich allerdings von auswärts besorgen: Silex für die Herstellung von Schneidegeräten und Waffen. Für die Versorgung nutzten sie ein weitverzweigtes Netz von Tauschbeziehungen, sie konnten sich aber auch aus näher gelegenen Vorkommen bedienen. Eine solche

Abbaustätte ist die Lägern im Westen des Kantons Zürich. Sie steht im Zentrum eines gross angelegten Forschungsprojekts, das dem Silexbergbau, der Geräteherstellung und den Versorgungsmechanismen zwischen dem Abbaugebiet und den «Verbrauchern» in den Ufersiedlungen auf die Spur kommen will.



Messerklingen und Feuerzeuge aus dem Boden

Silex ist ein glasartig brechendes Gestein mit unterschiedlichsten Farben, das dank seiner günstigen Eigenschaften seit Jahrtausenden als Werkstoff genutzt wird. Das Material ist extrem hart, lässt sich gut spalten und die Bruchkanten der bearbeiteten Stücke sind so scharf, dass sie sich zum Schneiden bestens eignen. Für den Silex von der Lägern ist die Bezeichnung «Hornstein» geläufig, in Nordeuropa heisst er Feuerstein oder Flint – «Flinten», die alten Stein-schlossgewehre, haben ihren Namen vom Stein, der zum Feuerschlagen und Zünden der Lunte benutzt wurde. Schon ausgangs der Altsteinzeit wurden in unserer Gegend Silexknollen zerlegt, um Geräte herzustellen, aus Frankreich sind sogar noch viel ältere Nachweise dafür bekannt. Die Materialkenntnis und die Fertigungstechnik erreichten ein ausgesprochen hohes Niveau und geschickte Handwerker fertigten eine ganze Palette von Werkzeugen und Waffen aus Silex: mit Birkenteer in Holz gefasste «Taschenmesser», Dolche, Schaber, Pfeilspitzen und Bohrer.

Vor Ort schlugen die steinzeitlichen «Bergleute» Silexstücke ab, um die Qualität der Knollen zu prüfen.

Der Herstellungs- oder Nutzungszeitraum solcher Silexgeräte lässt sich mit präzisen Analysen feststellen – nicht am Stein selber, sondern anhand der archäologischen Fundumgebung. Aus den Siedlungsschichten eines Pfahlbaudorfs geborgene Holzkohlepartikel können mit der Radiokarbonmethode am Isotop C14 datiert werden, die Archäologie ordnet Keramikgefässe typologisch einer bestimmten Zeitstufe zu und die Auswertung der Jahresringe von Bauhölzern, die Dendrochronologie, ermittelt das Schlagdatum von Bäumen sogar auf das Jahr genau.



Aus Silex lassen sich messerscharfe, harte Dolche herstellen.

Weite Wege vom Bergwerk ins Steinzeitdorf

Das geologische Alter des Rohmaterials kennen die Erdwissenschaften. In der Natur kommt Silex in Form von Knollen und Platten oder in ganzen Schichten vor. Je nach Lage der Vorkommen braucht es einen grösseren oder geringeren Aufwand, um den wertvollen Rohstoff zu gewinnen. In Belgien wurde er in Stollensystemen bergmännisch abgebaut, an der Lägern musste man aber nicht so tief graben. Hier lagern die Silexknollen in etwa 40 Millionen Jahre alten Bolustonschichten oder im Kalkstein der Jurazeit, der vor rund 180 Millionen Jahren entstand. An einzelnen Stellen treten diese Gesteinsschichten an die Oberfläche, sodass die Knollen mit einfachen Mitteln abgebaut werden konnten. Manchmal genügte es, sie vom Boden aufzulesen, öfters musste man kleinere Mulden oder tiefere Löcher, sogenannte «Pingen», graben. Ganz so einfach wie das tönt, war das vor 5000 Jahren allerdings nicht, stählerne Pickel und Schaufeln hatten die damaligen «Bergleute» nicht, ausser den blossen Händen standen ihnen nur einfache Geräte aus Holz, Geweih und Knochen zur Verfügung.

Die natürlichen Silexlager sind nur an wenigen Orten zugänglich und die Qualität der Feuersteine unterscheidet sich je nach Herkunft erheblich – Feinheiten, denen sich die Steinzeitmenschen durchaus bewusst waren. In der Schweiz liegen die wichtigsten nutzbaren Vorkommen an der Lägern und im Jura bei Olten und im Baselbiet; aus Norditalien und dem Pariser Becken stammen besonders gute Stücke. Archäologen fanden einheimische und importierte Silexgeräte in den Siedlungen der Stein- und Bronzezeit an den Ufern der Zürcher Seen in grosser Zahl, es muss also weiträumige Tauschbeziehungen nach Frankreich und über die Alpen nach Italien gegeben haben. Man nimmt sogar an, dass das Netzwerk für die Silexbeschaffung der nächsten Kulturstufe den Weg ebnete, denn erst das weit hergeholt Zinn leitete den Beginn des Metallzeitalters ein, mit Bronze als vielseitig nutzbarem Werkstoff.

Doch wie kommen Silexmesser und -pfeilspitzen zu ihrer «geographischen Herkunftsbezeichnung»? Stark vergrössert lassen sich unter dem Mikro-

skop kleinste eingelagerte Fossilien erkennen, deren Spektrum sich je nach dem geologischen Entstehungsort des Gesteins unterscheidet. Sie geben dem Rohmaterial eine unverwechselbare Identität. Die Herkunftsbestimmung von Silices hat sich in den letzten Jahren zu einem eigenen Zweig innerhalb der archäologischen Wissenschaft entwickelt und erlaubt heute eine recht zuverlässige Zuordnung zu vielen Lagerstätten.

Eine zentrale Frage ist aber noch nicht geklärt: Wo wurden die rohen Silexknollen zu Geräten verarbeitet? In den Zürcher Ufersiedlungen finden sich nämlich kaum Herstellungsfälle, andererseits sind auf der Lägern neben ganzen Knollen auch Abschläge aufgelesen worden. Die Vermutung, dass hier vor Ort das Material geprüft und Rohformen hergestellt wurden, ist eine der Hypothesen, die im Verlauf des Forschungsprojekts zu überprüfen sind. Die Verarbeitung zum Endprodukt müsste dann irgendwo zwischen den Abbaustellen und den Siedlungen an den Seeufern stattgefunden haben.



Ein steinzeitliches Bergwerk auf der Lägern?

In den frühen 1930er-Jahren interpretierte A. Bolt, ein Altertümersammler aus der näheren Umgebung, die Silexvorkommen auf der Lägern erstmals im Zusammenhang mit einem urgeschichtlichen Bergwerk. 1969 gruben Privatleute nach den Abbaustätten und 1982 fanden mit Erlaubnis der Kantonsarchäologie Zürich erste Sondierungen statt. Der wissenschaftliche Wert dieser frühen Untersuchungen ist allerdings bescheiden, denn auf eine detaillierte Kartierung ihrer Funde legten die damaligen Forscher wenig Wert. Eine moderne wissenschaftlichen Grundlage in Form eines digitalen Geländemodells lieferte dann in den 1990er-Jahren ein Prospektionsprojekt der Kantonsarchäologie. Dennoch ist die Lägern ein weisser Fleck auf der Karte der Silexforschung geblieben und dies obwohl die Materialanalyse mittlerweile belegt, dass Tausende von Silexgeräten aus Zürcher Ufersiedlungen mit Rohmaterial aus diesem Abbauggebiet hergestellt wurden.

Die Beziehung zwischen den Silexvorkommen auf der Lägern und den urgeschichtlichen Siedlungen am Zürichsee, Greifensee und Pfäffikersee zu erforschen ist eines der zentralen Anliegen des Lägernprojekts. Aber auch ganz praktische Gründe machen detaillierte Kenntnisse über den prähistorischen Bergbau an der Lägern notwendig: Um die wirklich alten Abbaustellen zu kennen und vor Plünderern zu schützen, müssen sie entdeckt und von anderen, neueren Strukturen unterschieden werden.

Fragen über Fragen

Die archäologische Forschung zielte bislang vor allem darauf, in Siedlungen gefundene Silexartefakte zu bestimmen, zu datieren und zu inventarisieren. Umfassende Studien zu den Abbaustätten fehlen in der Schweiz weitgehend, dies im Gegensatz zum benachbarten Ausland. Auch weiss man noch viel zu wenig über die eigentlichen Produktionsstätten. Die Lägern als bekannter Herkunftsort zahlreicher Steinzeitgeräte bietet sich daher als Untersuchungsobjekt geradezu an.

Zunächst einmal soll der Zusammenhang zwischen den ausgewerteten und datierten Siedlungen an den Zürcher Seeufnern und dem Silexabbau an der Lägern untersucht werden. «Wann wurden welche Mengen wohin geliefert?» lautet die Frage. Präzise nachvollziehen wollen die Forscherinnen

und Forscher den ganzen Ablauf vom Suchen und Bergen der Vorkommen über die Rohlingherstellung bis zum fertigen Gerät, dessen Verwendung und Pflege. Soziale und ökonomische Fragestellungen werden genauso verfolgt, indem nach spezialisierten Handwerkern gefragt und dem «Silexmarkt» resp. dem weit gespannten Tauschnetz für Silexprodukte nachgespürt wird.

Unter der Leitung von Kurt Altorfer startete das Projekt «Rohstoffversorgung, Kommunikationsnetze und Silextechnologie in Neolithikum und Bronzezeit» im Jahr 2009. Am Anfang steht eine zweijährige Forschungsphase im Gelände, ebenso lang soll die anschliessende Auswertung dauern, die voraussichtlich mit der Publikation der Resultate im Jahr 2014 abschliesst. Getragen wird das Lägernprojekt von der Kantonsarchäologie Zürich und vom «Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung». Parallel dazu leiten Patrick Nagy und Kathrin Schäppi ein archäologisches Prospektionsprojekt für Studierende an der Universität Zürich, die das Lägerngebiet im Rahmen eines Feldpraktikums nach den Spuren menschlicher Tätigkeiten in allen Epochen absuchen. Aber auch Studentinnen und Studenten der Geophysik finden im interdisziplinären Lägernprojekt ein Feld für praktische Arbeiten, denn die Entstehung und der Aufbau des geologischen Untergrunds sollen ebenso erforscht werden.

Für die Feinkartierung wird jedes Bruchstück und jeder noch so kleine Silexsplitter aufgelesen und erfasst – das Resultat lässt sich mit Händen greifen. Mit einem grossen Bohrer holen Studentinnen Probenmaterial aus den obersten Erdschichten.

Garstiges Wetter zwang mehrmals zu einem Unterbruch der Arbeit auf der Sondiergrabung.



Spurensuche im Archiv, im Gelände und in der Luft

Johann Jakob Scheuchzer erwähnt in seiner «Naturhistorie des Schweitzerlandes» von 1718 die Verwendung von Silex zum Feuerschlagen und ein Plan des Boppelser Waldes von 1856 bezeichnet ein Areal an der Lägern als «Feuersteinbuck». Solche und weitere historische Belege für den Abbau und die Nutzung von Silex zu suchen ist die Aufgabe des Historikers Martin Leonhard. Er hat tatsächlich zahlreiche Hinweise zum Abbau lokaler Ressourcen gefunden: Im 18. Jahrhundert wurden zwei Gesuche für den Erzabbau eingereicht, die zu geringe Ausbeute verhinderte aber eine kommerzielle Nutzung. Im 18. und 19. Jahrhundert gewann man Mergel als Dünger sowie Kalkstein und Gips, ebenso Lehm für die Regensberger Ziegelhütte. Zur historischen Nutzung der Silexvorkommen schweigen sich die Quellen aber aus. Dennoch ist diese Arbeit für das Projekt wertvoll, können doch nun einige Geländestrukturen diesen neuzeitlichen Tätigkeiten zugeordnet werden und fallen dadurch für den Silexabbau nicht mehr in Betracht.

Archäologische Prospektion, d.h. die Suche nach neuen Fundstellen, nimmt im Lägernprojekt einen besonders wichtigen Stellenwert ein. Während acht Tagen lassen Projektleiter Kurt Altorfer und Prospektionsspezialist Patrick Nagy ihre Mitarbeitenden vier der insgesamt 25 Quadratkilometer Untersuchungsgebiet systematisch ablaufen. Im Zentrum ihres Interesses steht weitaus mehr als der Silexabbau. Sie suchen die Landschaft nach allen Aspekten menschlicher Siedlungs- und Wirtschaftstätigkeit in sämtlichen Epochen ab und kartieren alle auffälligen Geländemerkmale wie Weg-



systeme, Terrassierungen, Trockenmauern und Pinggen, d.h. Mulden, die möglicherweise auf den Materialabbau zurückgehen.

Ein Metalldetektor wird eingesetzt, um zusätzliche Hinweise auf menschliche Tätigkeiten zu gewinnen. Die Tonhöhe des Signals zeigt dem Spezialisten an, auf was er gestossen ist: tiefes Brummen für Eisen, hohes Pfeifen für Buntmetalle. Die Ausbeute bringt die Urgeschichtsforschung jedoch nicht viel weiter und auch die hier vermutete Burgstelle kann nicht lokalisiert werden. Weder Münzen noch Bronzeschmuck oder mittelalterliche Waffen und Beschläge kommen zum Vorschein, bloss ein alter Feldstecher, Bierflaschendeckel, Patronenhülsen, Konservendosen und Alufolie lassen sich aufsammeln.

Am Fuss der Lägern suchen Studierende die Äcker streifenweise ab, um an die Oberfläche gepflügte Funde einzusammeln. Silexknollen und -abschläge als Hinweise auf mögliche Verarbeitungsstätten kommen so ins Fundinventar und bereits am ersten Tag wird ein Steingerät aus dem Spätpaläolithikum entdeckt – der älteste Fund von der Lägern überhaupt!

Geophysikalische Messungen fügen weitere Elemente zum Gesamtbild hinzu: Seismik und Geoelektrik verraten den Aufbau des geologischen Untergrunds und zeigen, wo die Silex führenden Schichten liegen. Dabei werden Schallwellen und elektrische Ströme in den Boden geschickt und wieder eingefangen – je nachdem, wo sie zurückgeworfen werden, lässt das auf geologische Schichtgrenzen schliessen.

Sensoren für seismische Messungen, das Nivelliergerät zum Vermessen des Terrains und der Metalldetektor gehören zur modernen Ausrüstung. Viel Handarbeit bleibt dennoch zu tun, wenn es darum geht, Schichten abzutragen und Profile für die Dokumentation sauber freizulegen.



Der LIDAR-Scanner liefert ein hoch aufgelöstes Geländebild, das auch kleinere Vertiefungen und Erhebungen deutlich abbildet. Die Burgruine Alt Lägern auf dem Grat ist als Rechteck gut zu erkennen. Auf dem Boden erfassen die Studenten die Strukturen mit Vermessungsgeräten und dokumentieren sie massstäblich. Diese Vorarbeiten zeigen, wo es sich lohnt, den Bagger für einen Sondierschnitt anzusetzen. (LIDAR-Bild: Toposys, Biberach D)

Sogar ein Helikopter gehört zum Gerät der Forscher. An ihm ist ein Scanner montiert, der bis zu 100 000 Lichtimpulse pro Sekunde aussendet. Die Erdoberfläche, Bäume und Gebäude werfen die Strahlen zurück zu einem Detektor. Mittels eines Filterprogramms können die Bepflanzung und die Bebauung «weggerechnet» werden, sodass ein hoch aufgelöstes Bild der natürlichen Oberfläche entsteht. LIDAR (Light Detection and Ranging) nennt sich diese Methode, mit der sich in kurzer Zeit ein grosses Gebiet so präzise vermessen lässt, dass seine Struktur auf dem Computer dreidimensional erkennbar wird. Kleinste Erhebungen und Vertiefungen als Verdachtstellen für die Abbauorte lassen sich so ermitteln.

Das Silexprojekt profitiert direkt von dieser umfassenden Sicht auf die Natur- und die Kulturlandschaft: Anhand der Informationen aus der Prospektion wählen die Forscher jene Standorte aus, wo in einem nächsten Schritt Sondierschnitte gelegt und Feingrabungen angesetzt werden.

Akribische Feinarbeit

Nach der grossflächigen Untersuchung verengt sich der Blickwinkel auf jene Stellen, die die besten Resultate versprechen. In einer Waldlichtung setzen Archäologiestudenten in einem regelmässigen Raster von 10 Metern einen grossen Spiralbohrer an, um Erdproben zu gewinnen. Möglichst präzise

beschreiben sie den Aufbau der obersten Erdschichten. Wer es nicht selber gehört hätte, würde kaum glauben, wie engagiert sich über feinste Nuancen von Brauntönen im Erdreich diskutieren lässt! Die ersten, die hier den Untergrund unter die Lupe nehmen, sind die Archäologen allerdings nicht, die kleine Wiese wurde bereits einmal durchwühlt – von Wildschweinen allerdings, zwar nicht auf der Suche nach Erkenntnissen, sondern ganz profan nach Nahrung.

Bei den potenziellen Abbaustellen und ihrem Umfeld setzt die eigentliche archäologische Handarbeit ein. Auf die Unterstützung von Maschinen wird aber auch hier nicht verzichtet. Ein Löffelbagger krallt sich mit seinen Spinnenbeinen am steilen Abhang fest und legt einen tiefen Sondierschnitt. Geschickt manövriert der Fahrer zwischen den eng stehenden Bäumen und arbeitet sich im finsternen Wald im Schweinwerferlicht sorgfältig vor. Der Schnitt ist glücklich gelegt worden: Nach der feinen Reinigung des Profils mit der kleinen Schaufel zeigt sich eine Vertiefung, die als aufgefüllte Silexabbaugrube gedeutet wird. Silexknollen und -abschläge sowie Holzkohlenester bestätigen diesen Befund. Die Kohlenstücke können datiert werden und belegen zwei Zeiträume menschlicher Aktivitäten an dieser Stelle: 4000 und 2500 v.Chr.

An einzelnen Stellen wird ausschliesslich von Hand gearbeitet: Schicht für Schicht tragen die Ausgräber ab, sammeln sämtliche Silexartefakte ein und nehmen Proben für botanische und geologische Untersuchungen. Die Entnahme- und Fundpositionen notieren sie genau, um so Hinweise auf die Entstehung der Schichtabfolge zu gewinnen.



Geländekarten verschaffen einen ersten Überblick zum weitläufigen Untersuchungsgebiet und liefern eine der Grundlagen für die Interpretation der Strukturen.

Mit Rechen, Schaufeln und Besen arbeiten mehrere Studentinnen kniend auf dem Waldboden und legen ihn von Ästen und Laub frei, bis die nackte Erde offen daliegt. Was wie eine übertrieben pingelige «Waldputzete» aussieht, ist eine archäologische Feinkartierung mit dem Ziel, jeden auch noch so kleinen Silexsplinter zu finden und seine Position auf dem Kartenraster einzutragen. Man vermutet hier in der Nähe einen Werkplatz und hofft, ihm durch Anhäufungen von Werkabfall aufzuspüren.

Monate und Jahre im Büro

Mit den Untersuchungen im Gelände ist die erste Projektphase abgeschlossen. Ein wichtiges Ziel haben die Forscher damit bereits erreicht: Zum ersten Mal überhaupt weisen sie den neolithischen Silexabbau an der Lägern zweifelsfrei nach. In den folgenden Monaten und Jahren werden die Funde gewaschen, katalogisiert und archiviert und all die Hinweise der verschiedenen Untersuchungen zusammengetragen und interpretiert. So verdichtet sich allmählich das Bild des prähistorischen Silexabbaus an der Lägern, bis es schliesslich in einer umfassenden wissenschaftliche Publikation vorgelegt werden kann.



Nützlich, schön und oft bedroht – Kleinbauten in Stadt und Land

Kleinbauten sind eine gefährdete Spezies. Vor allem in ländlichen Gebieten drohen sie mehr und mehr zu verschwinden, wenn sie ihre ursprüngliche Bestimmung verloren haben. Das geringe Volumen macht Kleinbauten zwar unscheinbar, dennoch haben sie eine grosse Bedeutung für das Ortsbild – oft bilden sie gar den Kern eines baulichen Ensembles. Im Strassenbild der Städte können sie sich eher halten, sei es dank ihrer nach wie vor bestehenden öffentlichen Funktion oder dank einer Umnutzung.

Einst das öffentliche Waschhaus von Hombrechtikon: Die wohl proportionierte Fassade mit strenger, klassizistischer Axialsymmetrie zeigt eindrücklich, dass früher auch Nebenbauten mit grosser Sorgfalt gestaltet wurden. Heute ist der Bau vom Verkehr umgeben.

ste. Kleinbauten sind Zweckbauten mit einer klar definierten Funktion. Auf dem Land entstanden sie oft durch das Auslagern von gefährlichen oder unhygienischen Tätigkeiten aus den Bauernhäusern. Brandverhütung war beispielsweise der Grund für die Errichtung von Back- und Waschhäusern ab dem 18. Jahrhundert. Die Zürcher Obrigkeit hatte nämlich zahlreiche Mandate mit feuerpolizeilichen Vorschriften erlassen, die alles «Sechten und Wöschchen» in den Bauernhäusern verboten. Die Bienenzucht verlangte von Anfang an eine gewisse Distanz zum bäuerlichen Betrieb und auch zum Schlachten bevorzugte man nach Möglichkeit einen separaten Bau, wie das Metzgebäude von Hagenbuch illustriert.

Bauten für das Kollektiv

In ländlichen Gebieten waren Kleinbauten die ersten Gemeinschaftsbauten – es hätte wenig Sinn gemacht, wenn jeder Hof eine eigene Infrastruktur für das Schlachten, Backen und Waschen gebaut hätte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstellten landwirtschaftliche Genossenschaften und Zivilgemeinden zahlreiche Nebenbauten. Bauern verarbeiteten die Milch nicht mehr selber auf dem Hof, sondern Genossenschaften produzierten Konsummilch in grossen Mengen für den Verkauf in die Städte. Als Folge davon entstanden Milchsammelstellen an zentralen Plätzen in den Dörfern. Die Erfindung der Dezimalbrückenwaage, mit der ganze Wagenladungen gewogen werden können, brachte 1822 noch einen neuen öffentlichen Bautyp hervor. Oft bot ein kleines Waaghäuschen dem Waagmeister Schutz vor der Witterung, so das besonders reizvolle Exemplar dieser Gattung auf dem Lindenplatz in Elgg.

Der Brandschutz führte im 19. Jahrhundert zu einer weiteren neuen Spezies Kleinbauten: den Spritzenhäuschen. Ein eindrücklicher Schlauchturm ergänzte das Spritzenhaus in Turbenthal von 1865, bis er in den 1990er-Jahren leider abgebrochen wurde. Ein noch älterer Vertreter dieser Gattung ist das von der Zivilgemeinde Hittnau 1839 errichtete Spritzenhaus.

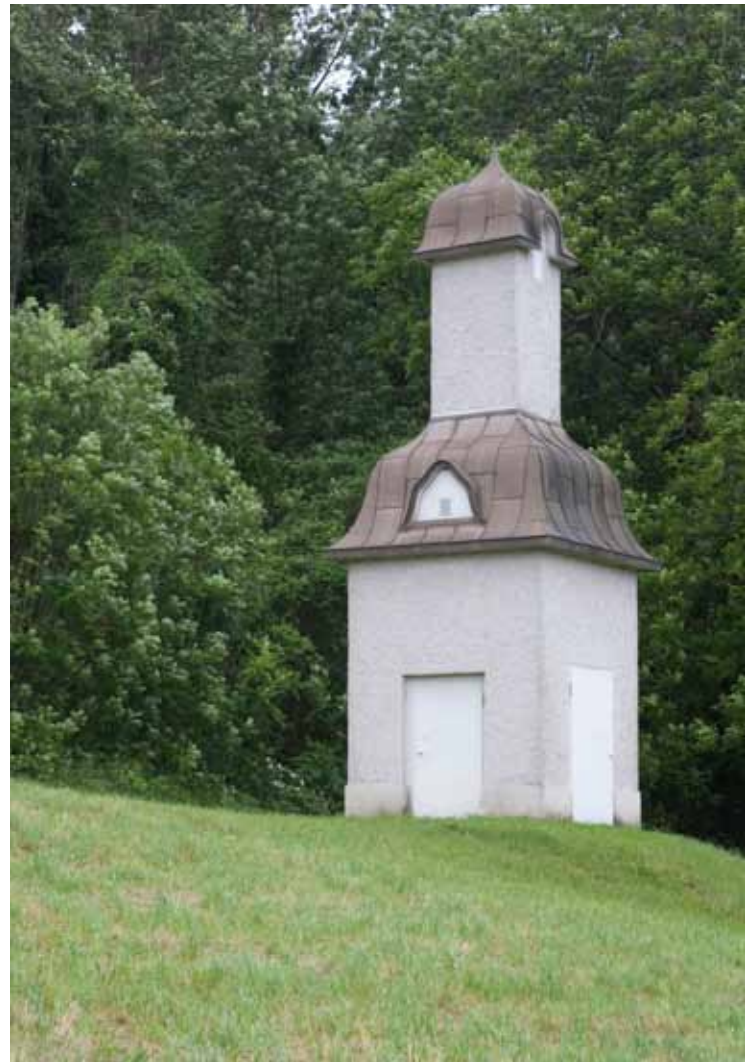
Ein Zuhause für die Elektrizität

An der Wende zum 20. Jahrhundert erleichterten neue technische Erfindungen das Leben – mit Folgen für die Landschaft und das Ortsbild, die als bald von Elektrifizierung und Telefonnetz mitgeprägt wurden. Die Elektrizitätswerke des Kantons Zürich EKZ lancierten 1909 einen Wettbewerb für die architektonische Ausgestaltung ihrer Transformatorstationen. Erstaunlich, wie viel Aufwand dabei für die Gestaltung betrieben wurde! 124 Entwürfe gingen ein, zum Teil von den besten zeitgenössischen Architekten, 24 Projekte prämierte schliesslich die Jury unter der Leitung von Kantonsbaumeister Hermann Fietz.

Die EKZ suchten nach einem Aushängeschild für den neuen Energieträger – der Anschluss an das Energienetz der Zukunft sollte in jedem Weiler und jedem Dorf optisch manifestiert werden. Heute würde man wohl von «Corporate Identity» sprechen. Zugleich legten sie Wert auf einen Bezug zur Region und die Verträglichkeit mit dem Landschaftsbild: «Projekte, die in ihrer Architektur zu sehr an Kirchtürme, Kapellen oder dergleichen erinnern, oder weniger in unser Landschaftsbild passen, im übrigen aber sich als tüchtige und brauchbare Entwürfe qualifizieren, kamen für die Prämierung erst in zweiter Linie in Betracht.»

Von den realisierten Typen erstellte man schliesslich bis zu dreissig Stück. Nur wenige oder gar keine Exemplare davon blieben allerdings erhalten. Der Wert der Transformatorstationen ist im Bewusstsein der Bevölkerung nur wenig verankert, vielleicht auch, weil sie sich teilweise an abgelegenen Stellen befinden. Manchmal stehen sie aber auch mitten im Dorfkern, so wie in Volken, wo eine Trafostation zusammen mit einem Pumpenhaus ein dörfliches Ensemble bildet. Eine ähnliche, leider zerstörte Gebäudegruppe befand sich in Schlieren.

Pumpenhäuschen sowie Wasserreservoirs ist gemeinsam, dass sie die einzigen sichtbaren Punkte eines ansonsten unsichtbaren Versorgungsnetzes sind. Strom- und Telefonnetze dagegen setzten mit ihren Freileitungen, Verteilmasten und Transformatortürmen einst einen «modernen» Akzent im Strassenbild der Dörfer und Städte. Als Inbegriff des technischen Fortschritts wurden die Knotenpunkte dieser Netze baulich entsprechend inszeniert. Welche geradezu symbolische Bedeutung der Elektrizität zur Zeit des Ersten Weltkriegs beigemessen wurde, verdeutlicht ein Zitat Lenins: «Kommunismus = Sowjetmacht plus Elektrifizierung». Heute sind Strom und fliessend Wasser selbstverständlich und die Schaltstellen der Verteilnetze deshalb nicht mehr gebaute Manifestationen, sondern schlichte Normeinheiten oder gar unsichtbar unter dem Boden installiert.





Oben links: Bienenhaus im Weiler Sennweid in Bubikon, um 1900 gebaut, heute als Hühnerhaus genutzt. Die illusionistisch verkleidete Fassade täuscht einen Backsteinverbund vor.

Oben mitte: Heute kein Fremdkörper mehr, sondern Bestandteil einer ländlichen Idylle: Traföhäuschen in Bertschikon.

Oben rechts: Eine eher ungewöhnliche Umnutzung für das Spritzenhaus von Hasel, Gemeinde Hittnau: Es wurde jüngst zu einer Wohnung umgebaut – der frühere Schlauchturm bietet sich als Observatorium oder Aussichtsplattform an.

Mitte links: Die Rio-Bar am Sihlufer beim Zürcher Hauptbahnhof, 1935 von Stadtbaumeister Hermann Herter als Dienstgebäude errichtet, wurde von Stucky Architekten zur Bar umgebaut.

Mitte rechts: Im Milchhäuschen von Stettbach wird heute noch frische Milch verkauft.

Unten links: Kleinbauten sind oft mobil: Dieser Schweinestall in Ellikon stand früher in Rickenbach.

Unten rechts: WC-Häuschen der Belle Epoque am Utoquai in Zürich. Aufwändige Fassaden kennzeichnen die WC-Anlagen dieser Ära.

Heimatstil verhüllt das Funktionale

Im Unterschied zu den landwirtschaftlichen, funktional geprägten Nebenbauten verkörpern Trafostationen formal eine neue Spezies von Kleinbauten. Sie versuchen sich in der Disziplin des Baustils, wobei sie munter grossen Vorbildern nacheifern. Wie es sich für den Heimatstil gehört, fügten die Architekten sorgfältig gestaltete Details und Zierelemente in einem vergrößerten Massstab hinzu und liessen so eine völlig neue Proportionalität entstehen, die an Spielzeugarchitektur oder Puppenhäuser erinnert – fast könnte man denken, dass hinter dieser massstäblichen Überhöhung der Versuch steht, die geringen Baumasse optisch wieder wettzumachen. Im städtischen Bereich hat die manieristische Kleinarchitektur des Heimatstils vor allem bei Bedürfnisanstalten und den Wartehallen der Verkehrsbetriebe ihr Betätigungsfeld gefunden.

Rettung durch Umnutzung?

Verglichen mit den Heimatstilbauten scheinen die Dienstgebäude von Hermann Herter an der Sihl in Zürich aus den 1930er-Jahren eher nüchtern. Doch gerade diese Sachlichkeit ermöglichte in den letzten Jahren die gelungene Umnutzung zu gastronomischen Einrichtungen und transformierte sie dadurch in Freizeitbauten. Leider gibt es in ländlichen Gebieten nicht die gleichen Umnutzungsmöglichkeiten. Die Eigentümer sehen meist nur den wirtschaftlichen Wert der Kleinbauten, verlieren diese ihre Funktion, werden sie zuerst vernachlässigt und dann abgebrochen. Pro Patria erhob 2005–2006 die Verbreitung und Gefährdung von Kleinbauten und lancierte darauf eine landesweite Sammelkampagne zugunsten dieser kulturgeschichtlichen Zeugen. Es ist zu hoffen, dass sich dadurch der Blick der Bevölkerung und der Behörden für die Qualität und die Bedeutung der Kleinbauten geschärft hat.

Glasplatten: authentische Bildträger und Stoff für Rätzel



mil. Seit 1899 besitzt der Kanton Zürich ein Fotoarchiv, das heute gegen eine Million Aufnahmen umfasst. Ursprünglich vom Hochbauamt geführt, wird dieses Bildgedächtnis des Staates heute von Archäologie und Denkmalpflege (Amt für Raumentwicklung) betreut. Zum Bestand mit fotografischen Zeitdokumenten aus allen zürcherischen Gemeinden gehören rund 80 000 Glasplatten. Die Aufnahmen von hoher fotografischer Qualität aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sind alle datiert. Rund 15 000 Glasplatten sind bisher digitalisiert und katalogisiert worden. Bei verschiedenen Fotografien tappen wir allerdings im Dunkeln. Ihre Hilfe ist gefragt!

Hinweise bitte an:
are.denkmalpflege@bd.zh.ch

Wer kennt diese Häuser? Oben: Wädenswil, Meilen;
unten: Bülach, Wetzikon. (Fotos: KDP)





(Foto: Marcel Werren, Brugg)

Brutalismus

ste. Vom französischen Adjektiv «brut» leitet sich die Bezeichnung für den Baustil ab, der von rohen, unbearbeiteten Oberflächen und einer oft plastisch körperhaften Form der Bauwerke charakterisiert wird. Die Skulpturen aus unverputztem Beton verstanden sich als spätmoderne Antwort auf die ebenmässig-elegante Formensprache des «International Style». Ein bemerkenswertes Beispiel des Brutalismus gelang Ernst Gisel mit der reformierten Kirche von Effretikon.

Gehhorizont



hub. Wo man geht, bleiben Spuren zurück: Hingelegtes, Fallengelassenes,

ausgebreitete Böden, befestigte Wege. Im Lauf der Jahrtausende versunken, wird die einstige Terrainoberfläche auf der archäologischen Grabung im Profil als Linie sichtbar, als fossiler Horizont, an dem sich ursprünglich Oberirdisches vom Unterirdischen scheidet. Auf diesem Gehhorizont liegen die Funde, unter ihm zeichnen sich ehemals eingetiefte Strukturen ab.



Aufsehen erregendes Kultgefäss aus dem Zürichsee

Als die archäologische Tauchequipe in den Jahren 1967–69 im unteren Zürichseebecken die Reste der In-selsiedlung «Kleiner Hafner» untersuchte, gelang ihr ein spektakulärer Fund: ein Tongefäss mit Erhöhungen in der Form von weiblichen Brüsten. Das aussergewöhnliche Objekt dürfte um 4000–3800 v.Chr. bei rituellen Handlungen verwendet worden sein. Aus dem gleichen Zeitraum kennt man im südwestdeutsch-schweizerischen Raum die Darstellung von Brüsten auf bemalten Hauswänden. Das Gefäss wird von Juni bis November 2011 in der Ausstellung «Le grandi vie delle civiltà – Die grossen Wege der Kulturen» im Castello del Buonconsiglio in Trento gezeigt.

www.buonconsiglio.it



(Foto: Rita Hessel, KDP)

Ein neues Zuhause für einen Kachelofen

Im April 2000 wurde an der Schöneichstrasse in Wetzikon ein Bauernhaus aus dem Jahr 1782 abgebrochen. Eine Kachelofenwand aus der Bauzeit und ein grüner Kachelofen von 1869, beide mit Blumenmuster in Schablonentechnik dekoriert, gehörten zu seiner Ausstattung. Nach dem Abbruch fanden die Ofenteile fachmännisch zerlegt im Bauteillager der Denkmalpflege ein vorübergehendes Zuhause. Zu einem neuen Ofen aufgebaut, wärmen sie seit 2010 die Stube eines Fachwerkhauses in Oberstammheim. Beim Gebäude handelt es sich um eine Öltrotte aus dem 17./18. Jahrhundert, die 1866 zum Wohnhaus umgebaut wurde. So kam der Kachelofen zu einer neuen, praktisch gleich alten Behausung.



Kulturgut und Kuriositäten

Die Hinterlassenschaft der Familie Schärer im Weiler Wellenberg

2006 erbte der Kanton Zürich in Hombrechtikon ein ehemaliges Weingut, das seit 1786 immer der gleichen Familie gehört hatte. Das Aussergewöhnliche daran: Im Wohnhaus schien die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stehengeblieben zu sein. Die Betten waren bezogen, in den Kommoden lag die alte Wäsche und in den Schränken hingen Kleider. Bücher, Rechnungen, Zeitschriften, Briefe, Fotoalben, Musiknoten, Geschirr, Schulmaterialien oder Spielsachen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert – alles war noch vorhanden.



Oben: Alice Hofmann – die Tochter des Hauses um 1930. (Foto: Archiv KDP, Nachlass Familie Schärer im Wellenberg)

Links: Vergangener Glanz – Das 1786 erbaute Wohnhaus im Weiler Wellenberg war bis 2007 immer im Besitz der Richterfamilie Schärer.

leo. Die betagte Alice Hofmann war in Hombrechtikon vielen vom Sehen bekannt. Manchmal stand sie am Strassenrand und bat Vorbeifahrende mit erhobenem Daumen um eine Mitfahrgelegenheit ins Dorf oder sie war zu Fuss mit ihrem kleinen Leiterwagen unterwegs. Im Weiler Wellenberg gehörte ihr das einst blühende Weingut, das ihre Vorfahren aufgebaut hatten, dort war sie bei ihrer Mutter und Grossmutter aufgewachsen und lebte seit 1974 allein. Einlass in ihr langsam zerfallendes Haus gewährte sie nur ganz wenigen – zu gross waren ihr Misstrauen und ihre Angst, übers Ohr gehauen zu werden.

2006 starb Alice Hofmann ohne Erben und Testament. Damit wurde der Kanton Zürich Besitzer ihres Nachlasses. Dieser bestand im Wesentlichen aus dem Wohnhaus Wellenberg 5, in dem sie gelebt hatte, drei Vierteln des benachbarten Wohnhauses Wellenberg 3, das ihr Urgrossvater 1871

wieder in Familienbesitz gebracht hatte und das lange vermietet worden war, der Scheune, in der einst eine Obst- und Weinpresse stand und das Vieh untergebracht war, sowie etwas Kulturland. Hinzu kamen das ganze Mobiliar und der Hausrat.

Als Mitarbeitende von Kantonaler Denkmalpflege und Kantonsarchäologie das Haus zum ersten Mal betraten, stockte ihnen der Atem. Bis sie sich in den eigentlich sehr grosszügigen Räumlichkeiten vom Keller bis zum Estrich frei bewegen konnten, mussten sie viele Mulden mit Unrat, Schutt und Abfall füllen, der sich über Jahre und Jahrzehnte angesammelt hatte. Da zu diesem Zeitpunkt nicht klar war, wann die Liegenschaft allenfalls wieder verkauft werden würde, musste das nun zugängliche Material mit Hochdruck gesichtet werden. Während Fachleute die überaus reiche Sammlung von Kleidern und Textilien vor Ort provisorisch dokumentierten,



Blick in die Stube und Küche des «Dornröschenschlosses von Hombrechtikon»: Unter Unrat, Abfall und viel Staub hat sich die grösstenteils aus der Zeit vor 1900 stammende Einrichtung und Hinterlassenschaft der über sechs Generationen hier lebenden Familie erhalten.
(Fotos: KDP)

Wie alles begann

wurden neben einzelnen Möbeln gezielt rund zwölf Laufmeter besonders gefährdetes Gut in das Archiv der Kantonalen Denkmalpflege überführt und unter Berücksichtigung des Entstehungs- und Gebrauchszusammenhangs archivalisch erschlossen und inventarisiert. Dazu gehörten der (hand-)schriftliche Nachlass, der alte Bücherbestand, Kalender und Zeitschriften, Schmuck, Uhren, Stiche, Fotografien und Alltagsgegenstände vom Öchslemeter bis zur Botanisierbüchse. Die eigentliche Auswertung steht heute noch am Anfang. Viele Fragen sind noch offen, andere noch gar nicht gestellt. Das Folgende ist deshalb nicht mehr als ein erster Überblick zur Geschichte des Hauses und der hier lebenden Frauen, Männer und Kinder.

Nach einer über Generationen in der Familie Schärer überlieferten Geschichte hätten die zwei Brüder Schärer-Pfister und Schärer-Höhn von Schönenberg das Haus im Wellenberg, das früher vielleicht einmal einer Bruderschaft gehörte, gekauft und zum Stammsitz der Familie Schärer gemacht. Auch wenn die Geschichte so nicht stimmt, steckt darin doch ein Körnchen Wahrheit. Tatsächlich ersteigerten im Jahr 1700 die beiden Brüder Heinrich und Hans Jakob Schärer im Alter von 21 bzw. 17 Jahren auf einer Gant einen kleinen Hof im Wellenberg, dessen Vorbesitzer seine Schulden nicht mehr bezahlen konnte. Nach dem frühen Tod ihres Vaters, eines Leinenwebers, waren sie auf dem Hirzel als Halbwaisen bei ihrer Mutter aufgewachsen.

Als diese 1698 starb, verliessen sie ihr Elternhaus und gründeten im Wellenberg eine neue Existenz.

Das hier beschriebene Haus Wellenberg 5 stand damals aber noch nicht. Vielmehr richteten sich die Brüder Schärer etwa 100 m westlich im ehemaligen Haus Wellenberg 8/10 ein. Zwei Jahre später waren beide verheiratet und teilten jenes Haus untereinander auf. Als es den beiden Familien allmählich zu eng wurde, wechselte Hans Jakob Schärer 1714 mit Frau und Kindern auf den Hombrechtiker Heggenhof, kehrte jedoch nach 14 Jahren wieder zurück. Mit seinen inzwischen erwachsenen Söhnen Hans Jakob und Hans baute er ein neues Doppelhaus, heute Wellenberg 2, das



sie aber nur ein Jahr halten konnten. Ab 1729 war die ganze Familie wieder unter dem Dach ihres ursprünglichen Hauses vereint. Hans Jakob Schärer starb 1748. Im Jahr darauf baute sein jüngster Sohn Hans auf dem nahen «Blattenacher» ebenfalls ein eigenes Doppelbauernhaus mit angebauter Scheune und Trotte (Wellenberg 1/3), dessen grösserer Teil 2006 aus dem Nachlass von Alice Hofmann dem Kanton zufiel. Nachdem 1772 auch ein Enkel des im Jahr 1700 zugewanderten älteren Bruders Heinrich ein Haus erhalten hatte (Wellenberg 9), baute 1786 schliesslich der erwähnte jüngere Sohn von Hans, Hans Jakob Schärer (1741–1810), anstelle der Trotte seines Vaters das repräsentative «Schärerhaus» (Wellenberg 5), wo

später auch Alice Hofmann aufwachsen sollte. Mit dem Bau von vier Häusern hat die Familie Schärer im 18. Jahrhundert die bauliche Entwicklung des Weilers stark geprägt. Dieser Aspekt ging in der Familientradition im Lauf der Zeit vergessen. Die gemeinsame Erinnerung konzentrierte sich auf das eine, konkret fassbare «Stammhaus».

Aufstieg in den «Dorfadel»

Ende der 1780er-Jahre waren die Nachfahren der zwei um 1700 zugewanderten Brüder Schärer etabliert. Dafür spricht nicht nur ihre rege Bautätigkeit, sondern auch der Umstand, dass drei ihrer Enkel in Hombrechtikon das Vertrauensamt eines «Ehegaumers» bekleideten. Sie gehörten dem inneren Kreis des «Stillstands» an, der damaligen Kirchenpflege, der im Dorf bei Ehestreitigkeiten oder Sittenverstössen einschritt. Hans Jakob Schärer, der 1786/87 das Haus Wellenberg 5 baute, war einer von ihnen. Kurz nach Vollendung des Hauses veränderte ein Schicksalsschlag Hans Jakob Schärers Leben entscheidend. Im Sommer 1787 starben kurz nach dem Bezug zuerst sein einjähriger Sohn, dann auch seine damalige Ehefrau. Schärer trat als Ehegaumer zurück. Doch schon acht Monate später war er wieder verheiratet. Seine zweite Ehefrau war die ebenfalls verwitwete Anna Cleophea Escher, für einen Landmann zweifellos eine gute Partie. Cleophea war auf dem Landgut Sonnenberg in Obermeilen aufgewachsen, das über drei Generationen einem Zweig der schwerreichen Zürcher Junkerfamilie Escher vom Luchs gehörte. Ihr Vater war der Stadtbürger Heinrich Escher, ihre Mutter die aus dem innersten Kreis der Bündner Aristokratie stammende Margaretha Katharina von Albertini. Ihr Grossvater war Landvogt zu Wädenswil, verschiedene Onkel und Brüder engagierten sich als Solddienstunternehmer. Nach dem Tod von Cleopheas Eltern wurde das Landgut Sonnenberg verkauft.

Ofenkachel von 1794. Der Weinbauer Schärer setzte selbstbewusst sein neues Wappen neben den springenden Luchs seiner aristokratischen Ehefrau.

1790 und 1792 borgte sich Hans Jakob Schärer-Escher über 1000 Gulden, um sein Haus standesgemäss auszustatten, wobei er über die Hälfte von seiner Ehefrau Cleophea erhielt. 1794 liess sich das Paar von einem Rapperswiler Hafner einen schönen Ofen aufsetzen, von dem eine bemalte Kachel erhalten ist. Ihr Allianzwappen setzten sie prominent in die Mitte: der steigende Luchs von «Cleophea Escher» auf der rechten Seite und das wohl zu diesem



Anlass kreierte und für das Selbstbewusstsein des Trägers sprechende Wappen von «Jacob Schärer», eine von drei Sternen begleitete Mondsichel mit Gesicht, auf der linken. Etliche Gegenstände im Haus gelangten vermutlich direkt vom Escher-Landsitz ins Haus, darunter eine Zinnschale und vier Zinnteller, die mit anderem Zinngeschirr bis 2006 auf einem Regal in der Nebenstube präsentiert wurden und die vermutlich zwischen 1750 und 1770 in den Zürcher Zinngiessereien Bosshard, Manz und Zimmermann entstanden. Auch das älteste erhaltene Buch im Haus passt besser auf den Landsitz der Familie Escher als in einen ländlichen Haushalt. Der reich illustrierte Folioband über den «Feldbau» und die «Wohlbestellung eines

bekömmlichen Landsitzes» stammt aus einer Strassburger Druckerei, die das Werk, ein Bestseller, ab 1588 während etwa zwanzig Jahren immer wieder neu auflegte. Etliche Generationen der Familie Schärer dürften darin geblättert oder Wissenswertes nachgeschlagen haben: von den Finessen des Gartenbaus bis zur medizinischen Versorgung von Pferden, von der Tauben- und Pfauenzucht bis zur Eigenart der Fussspuren eines Wolfs.

Ein anderes eindrückliches Buch, eine theologische Streitschrift im Folioformat, kaufte sich Schärer kurz nach der Heirat. Darin bezog der fast vergessene Frankfurter Theologe Christoph Beckmann 1674 zum sogenannten Abendmahlstreit Stellung, der im 16. Jahrhundert die Reformatoren Luther, Calvin und Zwingli beschäftigte. Schärers Vermerk auf dem Innendeckel nimmt auf das neue Haus Bezug: «Diesses schöne und erbaulige Buch gehört mir Hs. Jacob Schäreren Wellen Berg im Neuhaus, Gotgäb Glück und Sägen und zu lezt das ewig Leben et amen. Frytag als den 25 Tag [Herb]stmonat als man von der Geburts Cristei gezehlt ein Tussentsiben hundert und neun und achtzig Jahre verflossen Glorio.»

Schärer-Escher hatte es geschafft. Während seine Verwandten mit wechselndem Erfolg als Landwirte oder, wie sein Bruder, ein Schuhmacher, als Handwerker arbeiteten, konnte er seinen gesellschaftlichen Aufstieg langfristig sichern und an seine Nachkommen weitergeben. So wurde Sohn Hans Jakob Schärer-Hauser (1773–1835) 1806 Friedensrichter in Hombrechtikon. Ab 1817 vertrat er als Gemeindeammann vor Ort den Kanton und die Staatsmacht, sorgte für den Vollzug kantonaler Gesetze und Vorschriften,

Schränkansichten



Sicher verwahrt, aber dennoch griffbereit:
Mehrere Generationen lagerten in den
Schränken ein, was ihnen wichtig war.
Von der wohlverpackten Aussteuer über
das Geschirr für den besonderen Tag bis zu
den Klaviernoten und dem Regenschirm.

Visitenkarten als wichtiges Utensil für den weit gereisten Weinhändler.



erliess Verordnungen und Verbote, verhängte Bussen und führte gelegentlich auch Pfändungen durch. Von 1831 bis zu seinem Tod 1835 sass er im neu geschaffenen Bezirksgericht Meilen. Auch Enkel Hans Jakob Schärer-Schmid (1815–1881) begann seine Karriere 1845 als Friedensrichter, war 1852 kurz am Zunftgericht und 1853 bis 1874 Bezirksrichter. Wie eine dicke Mappe mit Protokollen, Akten, Notizen und Rechnungen verrät, leitete er von 1856 bis 1860 zudem im Namen vieler Grundbesitzer in der Umgebung die Verhandlungen mit dem Kloster Einsiedeln über die Ablösung von Zinsen und Zehnten, die seit dem Mittelalter auf dem ehemaligen Einsiedler Hof Grüt lagen. In seine Fussstapfen trat schliesslich sein Sohn Hans Jakob Schärer-Kunz (1842–1906), der letzte männliche Nachkomme in der Familie. Wie sein Vater und Grossvater verdiente er seine Sporen als Friedensrichter ab, bevor er 1888 Bezirksrichter wurde. In Hombrechtikon gehörte er nebenbei der Kindergarten-, Sekundarschul- und Friedhofscommission an. Der Richteralltag hinterliess im Haus erstaunlich wenig Spuren: eine Broschüre aus dem Wahlkampf 1831, eine Sitzungseinladung, einige Karten von Richterkollegen und der Entwurf eines Rücktrittschreibens. Doch noch Jahre nach dem Tod des letzten Bezirksrichters wurden dessen Witwe und Tochter als «Frauen Bezirksrichter Schärer» angeschrieben und der Name «Regierungssitz», den der Volksmund im 19. Jahrhundert mit einem Augenzwinkern für das Schärerhaus geprägt hatte, wurde noch lange verstanden.

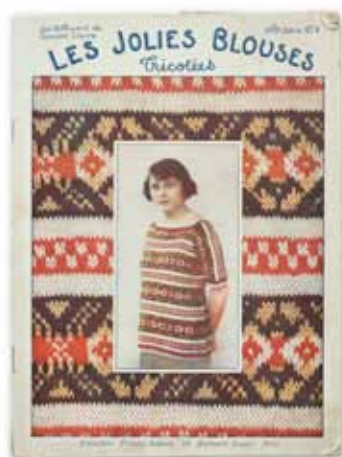
Weingut, Zapfenwirtschaft und «Weinhandlung J.J. Schärer»

Das Engagement als Richter und Beamte brachte der Familie Schärer zwar Ansehen, aber kaum Geld. Für Einkommen sorgten das Weingut und ein nach dem Hausbau eingerichteter Gastbetrieb. 1845 ging daraus eine Weinhandlung hervor. 1787 besass Hans Jakob Schärer-Escher knapp 2 ha Kulturland, das fast alles an einem Stück in der Umgebung des Hauses lag: die Rebberge, die im Jahr 1800 mehr wert waren als das Wohnhaus samt Scheune, der Garten und die Wiesen mit den Obstbäumen, der kleine Acker und ein Spickel Wald auf der Ueriker Allmend. 1870 war der Hof bereits 4,5 ha gross, die Hauptprodukte waren aber nach wie vor Obst und Wein. Der Getreidebau spielte überhaupt keine Rolle mehr, die Familie kaufte ihr Mehl direkt beim Müller ein. Wie das 1881 begonnene «Dienstbotenverzeichnis» zeigt, arbeiteten auf dem Hof eine Magd und manchmal auch ein Knecht, die jeweils spätestens nach einem Jahr neuem Personal Platz machten. Mit der Pflege der rund 5000 Rebstöcke beauftragte die Familie zwei externe Spezialisten aus dem Dorf.

Seit Bezug des Hauses im Jahr 1787 bestand im ersten Stock eine «Zapfenwirtschaft» oder «Weinschenke». Im Gegensatz zu einer «richtigen» Taverne

durften hier nur eigener Wein, Most und Schnaps ausgeschenkt und kalte Speisen serviert werden. 1799 löste Hans Jakob Schärer-Hauser dafür erstmals ein Patent, das 1804 auch der neue Regierungsrat bestätigte. Schärers Bitte, Gäste auch warm verköstigen und den Bedürftigen Nahrungsmittel vom Hof, wohl v.a. Wein, Most und Branntwein, verkaufen zu dürfen, fand dagegen (noch) kein Gehör. 1852 wurde der Betrieb geschlossen.

Dies hing sicher mit der 1845 von Hans Jakob Schärer-Schmid gegründeten «Weinhandlung J.J. Schärer» zusammen. Wie die ab 1861 vollständig erhaltenen Kassenbücher, Journale usw. zeigen, belieferte das Geschäft Wirtschaften im ganzen oberen Zürichseeraum, in der March und insbesondere im Glarnerland mit einer breiten Produktpalette. Wein vom Wellenberg spielte dabei nur noch eine Nebenrolle. Das Schwergewicht lag auf zugekauften Rotweinen aus den Kantonen Zürich und Schaffhausen, aber auch aus Italien und Frankreich. Und gelegentlich wurden sogar einige Flaschen «Californier» an ausgewählte Kunden vermittelt. Eigener Most und Spirituosen wie Kirsch, Trester-, Zwetschgen- oder Kümmelbranntwein rundeten das Angebot ab.



Das Leben der Frauen

Während die Persönlichkeit der Männer, ihre Interessen, Gedanken und v.a. ihre Gefühle im reichen Nachlass der Familie nur ganz selten aufscheinen, etwa in den acht Briefen, in denen Hans Jakob Schärer 1879 der Wirtstochter Alwine Kunz seine Liebe gestand und um ihre Hand anhielt, sind die Frauen im Haus in dieser Hinsicht besser fassbar.

Hans Jakob Schärer-Kunz, der das Geschäft bis 1906 führte, war der geborene Händler. Er war oft auf Geschäftsreisen, besuchte Lieferanten und Kunden und nahm Bestellungen auf. Seine Besuche kündigte er jeweils mit einer Postkarte an. Um für alle Situationen gewappnet zu sein, führte er neben seinem Ausweis für Handelsreisende, einer Taschenbuchhaltung und den Bestell- und Quittungsformularen auch eine kleine Handbibliothek mit sich. Dazu gehörte eine Zusammenstellung der in der Schweiz gültigen Masse und Gewichte oder «Weinfreund's Adressbuch», in dem griffbereit kleine handbeschriebene Zettel mit Trinksprüchen lagen, die darauf warteten, in fröhlicher Runde zum Besten gegeben zu werden: «Kehrt zurück u. habt gewonnen / hier ein's auf den Zahn genommen» oder «Wollt ihr einen guten Tropfen, der euch froh und heiter macht, braucht ihr nur hier anzuklopfen, ich hab den Wein nicht selbst gemacht». Dass er der Qualität der Weine nicht gelegentlich etwas auf die Sprünge half, ist nicht ganz auszuschliessen, stand doch bei ihm zuhause auch das 1873 erschienene Referenzwerk von Friedrich Jakob Dochnahl «Künstliche Weinbereitung und die naturgemässe Verbesserung und Vermehrung des Obst- und Traubenweins».

Als Schärer-Kunz 1906 starb, übernahmen seine Witwe und die Tochter die Weinhandlung. Statt Wein und Schnaps ins Glarnerland lieferten sie aber immer öfter Obst vom eigenen Hof und selbstgebrannten Schnaps an lokale Kundschaft. 1917 gaben sie das Geschäft auf.

Paradebeispiel ist die erwähnte Alwine Schärer-Kunz (1858–1936). Nach der Primar- und Sekundarschule in Hombrichtikon, wo sie, wie ihre Schulhefte zeigen, neben Französisch auch Englisch lernte, verbrachte sie 1876/77 ein Jahr im Pensionat in Lutry bei Lausanne.



Oben: Heft mit Strickanleitungen und das Kartenspiel «Was ziehe ich meinen Püppchen an?», Raphael Tuck & Sons, London, ca. 1895.

Unten: Zwei Jugendstilgürtel aus schwarzem Samt und feinsten Seide, um 1912.

Vergangene Kinderwelten:
In einer Ecke auf dem
Dachboden warten der
Kinder- und der Puppen-
wagen der 1886 geborenen
Alwine.

Der damalige Briefwechsel mit ihrer Mutter umfasst rund 75 Briefe, in denen sie von ihren Erlebnissen, Sorgen und Bedürfnissen berichtet. In ihrem Poesiealbum, einem Abschiedsgeschenk ihres Bruders, verewigten sich ihre Familie und danach ihre Internatsfreundinnen – Freundschaften, von denen sie einige über Jahrzehnte weiter pflegte. Nach ihrer Heirat nahm sie den brieflichen Kontakt zu ihrem «Mütterchen» wieder auf, obwohl sie nur einige hundert Meter auseinander wohnten. In ihrer Freizeit las Alwine in Kalendern, Romanen oder Zeitschriften. Orientierte sich Schwiegermutter Regula Schärer-Schmid 1864 noch in der Berliner «Viktoria» über aktuelle Trends der Kindermode, blätterte Alwine Schärer-Kunz 1895 im Leipziger Familienblatt «Gartenlaube», im Wochenblatt «Fürs Haus», in der «Kindergarderobe», in «Moderne Kunst» oder vielleicht im Prospekt der «Haus-Industrie-Organisation für Handweberei in Schlesien». Wie später ihre Tochter und ihre Enkelin sass sie gerne am Klavier. Das grosse Repertoire umfasste klassische Musik, Sonatinen, Opern- und Wiener Tanzmelodien oder auch zeitgenössische Schlager.

Tochter Alwine (1886–1974) spielte als Kind gerne mit Kartonpüppchen, schnitt Bilder aus und las Jugendhefte oder Dialektgeschichten. Statt Briefen



tauschte sie mit ihren Freundinnen und Bekannten Kurznachrichten auf Postkarten aus, von denen mehrere hundert Stück erhalten sind. Ihre Eindrücke im «Welschlandjahr», das sie in einer «Anstalt für die Erziehung junger Töchter» in Peseux NE verbrachte, hielt sie in ihrem Notiz- und Skizzenbuch fest. Auch viele Briefe, Schulunterlagen und Mitbringsel dokumentieren diese Zeit.

1912, sechs Jahre nach dem Tod des Vaters, verlobte sich Alwine mit dem Landwirt Eduard Hofmann vom nahen Hof Schönenberg. Im April 1913 trat sie im vierten Monat schwanger vor den Traualtar. Alles war vorbereitet. Bereits im Vorfeld hatte sie sich eine neue Schlafzimmereinrichtung gekauft: zwei Betten, zwei Nachttische mit Marmorplatte, die Waschkommode mit Spiegelaufsatz, einen Spiegel- und einen Kleiderschrank. Bettwäsche liess sie sich aus Schlesien liefern. Nach der Kirche ging es zum Essen ins «Goldene Kreuz» nach Erlenbach und anschliessend für die Flitterwochen in eine Pension in Morcote am Luganersee. Im September wurde Tochter Alice geboren.

Die Ehe war von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Das Paar konnte sich auch wegen des Drucks der Angehörigen nicht auf einen gemeinsamen Wohnsitz einigen. 1919 kam es zur gerichtlichen Trennung. 1939 liess Alwine ihren Noch-Ehemann, der oft trank, gar entmündigen. Ihren Lebensunterhalt bestritten Mutter und Tochter, die immer zusammenblieben, aus dem Familienvermögen, den Einkünften aus der vermieteten Wohnung im Nachbarhaus und dem verpachteten Kulturland.

Alwine Hofmann starb 1974. Zum ersten Mal war Tochter Alice allein. Während sie in jüngeren Jahren oft Wanderungen unternahm, an der Stafefei stand, sich im Trachtenverein, Kirchenchor und in den 1940er-Jahren auch in neuapostolischen Gemeinden engagierte, ging sie nun kaum noch unter die Leute. 1980 machte sie sich im Staatsarchiv Zürich auf die Suche nach den Vorfahren ihres 1961 verstorbenen Vaters. Die Beschäftigung mit «Reader's Digest» und der Hinterlassenschaft ihrer Ahnen scheinen die letzten Jahre bis zu ihrem Tod im September 2006 geprägt zu haben.



Nach dem Aufräumen: Gegenstände, die einst Behaglichkeit verbreiteten, stehen in der Nebenstube zur Abholung bereit. Die leer geräumte Küche mit dem Holzherd wirkt nur noch museal.





Biodiversität bei Schleinikon.
Durch spezifische Nutzung
entstand diese Magerwiese mit
rund vierzig Arten. Glocken-
und Witwenblumen, Klapper-
topf, Margerite und Bocksbart
dominieren optisch.

2010 – Jahr der Biodiversität

Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug
durch eine naturwissenschaftliche Domäne

Artenmonitoring ist eine junge Disziplin, das Verständnis von Biodiversität als schutzwürdiges Gut noch wesentlich jünger. Doch von welchem «Natur-Zustand» soll man ausgehen, wenn man von Biodiversitätsverlusten spricht? Eine Antwort darauf gibt die Archäobiologie, aber auch die Kantonsarchäologie ist in dieses Thema involviert. Mit ihren über 4000 archäologischen Fundstellen ist sie eine wichtige Hüterin und Lieferantin archäologischer Quellen.



Der Mensch: Zerstörer und Förderer biologischer Vielfalt

Roggen blüht blau, Weizen blüht rot, Hafer blüht gelb

hub. Der Gegensatz von Kultur und Natur prägt das menschliche Denken. Doch was ist überhaupt natürlich, was vom Menschen geprägt? Welches sind die wirklich «einheimischen» Artengesellschaften? Die Archäobiologie erforscht die Pflanzen- und Tierwelt vergangener Epochen. Eine ihrer fundamentalen Erkenntnisse lautet, dass sich unsere Umwelt seit sehr langer Zeit kaum mehr im Naturzustand befindet und dass viele Erscheinungen, die wir als besonders natürlich empfinden, auf kulturellen Einfluss zurückzuführen sind. Und verblüffender noch: Es ist der Mensch, der über Jahrtausende jene Reichhaltigkeit gefördert hat, deren Verlust wir seit drei, vier Generationen beklagen.

Zu Recht steht der Mensch heute im Verruf, die Vielfalt biologischer Arten zu dezimieren. Historisch gesehen trifft jedoch das Gegenteil zu: Durch die Modifikation der Landschaft nach unseren Bedürfnissen sind erst vielfältige Lebensräume als Voraussetzung für eine hohe Biodiversität entstanden.

Die nacheiszeitliche Landschaft Mitteleuropas lag verhüllt in einem «Urwald», der sich nur an Steilhängen, in Mooren und an Seen öffnete. Die heute freien Landstriche sind das über 500 Generationen vermehrte Erbe bäuerlicher Lebensweise. Seit dem 5. Jahrtausend v.Chr. schuf der Mensch durch die andauernde Bewirtschaftung zunächst Felder für den Getreideanbau und später auch Wiesen. So entstanden neue Lebensräume, in denen sich Lebewesen entfalteten, die bis dahin ein Schattendasein gefristet hatten.

Nicht nur Rodungen und neu angelegte Felder veränderten das Pflanzenspektrum. Mit dem Saatgut gelangten Neulinge aus den Herkunftsgebieten der Kulturpflanzen von ausserhalb Europas zu uns – sozusagen die Neophyten der Urgeschichte – und setzten farbliche Akzente in der Landschaft. Bunte Getreideäcker mit Kornblumen, Mohn und Ackersenf, wie sie die mittelalterliche Bauernregel beschreibt, erfreuen unsere an Monokulturen gewöhnten Augen. Den oft Hunger leidenden Menschen der Vormoderne müssen sie allerdings eher zwielichtig erschienen sein, konkurriert doch das farbenprächtige «Beiwerk» mit dem Getreide um Nährstoffe und Licht.



Als sich Menschen im 5. Jahrtausend v.Chr. anschickten, bäuerlich zu leben, überzog ein dichter «Urwald» das schweizerische Mittelland. Diesem Naturzustand rangen sie durch Rodung jede Lichtung ab und legten mit diesen Zellen das Fundament unserer offenen Landschaft mit ihrem potenziell grossen biologischen Artenreichtum. Die von Natur aus waldfreien Lagen an Seeufern und in Feuchtgebieten boten sich als günstiger Baugrund an – dort existierten 3000 Jahre lang Pfahlbausiedlungen. (Illustration: *Der untere Zürichsee im Neolithikum*. Magdalena Binder-Rejnisch KA)



Die Winterthurer Neustadt 1648 und ihr lückenlos genutztes Umland. Der kaum stillbare Bedarf nach Lebensmitteln in den Städten führte ab dem Hochmittelalter zu einer enormen Intensivierung der Landwirtschaft. Paradox: Ein guter Teil der «sagenhaften» Biodiversität geht auf die damit verbundene Auslaugung der Böden zurück. (Museum Lindengut Winterthur)

Zu den unerwünschten «Importen» gehört die Kornrade. Im 3. Jahrtausend v.Chr. vielleicht mit dem Dinkel aus dem ostmediterranen Raum eingeschleppt, vermehrte sie sich ab der römischen Zeit explosiv. Der schmutzige, aber äusserst unbekömmliche «Neophyt» verbreitete sich mit Vorliebe in den Feldern und führte beim Verzehr von verunreinigtem Getreide zu schweren Vergiftungen.

Auch die sagenhafte Blütenpracht von Magerwiesen wurde früher wohl kaum als purer Gottesseggen empfunden. Ihr Name verheisst, was diese Wiesen sind: mager aus agronomischer Sicht! So erscheint die bunte Vielfalt als Ausdruck arger Strapazierung der Böden, als Folge schonungslosen Raubbaus.

Von eintönigen Wiesen der Jungsteinzeit zur spätmittelalterlichen Blumenpracht

Um 4000 v.Chr. schlugen die ersten Bauern Lichtungen in den dichten Wald und legten Felder an. Archäobotaniker ordnen die Pflanzenreste aus den feuchten Böden der Pfahlbausiedlungen nach ihrem heutigen Vorkommen den unterschiedlichen Vegetationstypen zu. Und sie stellen Bemerkenswertes fest: Die Grünlandarten bilden mit 15 Vertretern eine winzige Gruppe. Nur gerade drei Süssgräser – die charakteristischen Wiesenbildner schlechthin – sind dabei vertreten. Die «Urwiese» hatte mit heutigem Grünland wenig gemein.

Die Heuwirtschaft der römischen Epoche hinterliess genauso ihre Spuren im Boden. Von Christi Geburt bis ins 4. Jahrhundert n.Chr. stand in Nefenbach ein Gutshof. Die Kantonsarchäologie untersuchte dort einen Stall aus dem 2. Jahrhundert n.Chr. und fand Heureste, die einst durch

die Ritzen des Bretterbodens fielen. Der Boden und das unter ihm abgelagerte organische Material verkohlten bei einem Schadenfeuer, ein glücklicher Zufall dem wir einen weit herum einzigartigen Einblick in die Biodiversität römischer Wiesen verdanken. Gegenüber der prähistorischen «Urwiese» ist die Artenzahl stark angestiegen, was auf eine länger anhaltende Tradition der Heuwirtschaft hinweist.

Vor 600 Jahren wird ganz Winterthur auf den Beinen gewesen sein, als an der Neustadtgasse ein Flammeninferno tobte und auch einen kleinen Speicher zerstörte. Die Wände stürzten beim Brand ein und begruben die eingelagerten landwirtschaftlichen Erzeugnisse unter sich. Wie die Untersuchung des Brandschutts mit zahlreichen verkohlten Pflanzenresten im Jahr 1998 zeigte, hatte im Speicher zuletzt Heu gelagert: Die ausgezählten Pflanzenteile vermitteln das Bild einer vollkommenen Magerwiese mit nicht weniger als 49 Arten.

Die Tragödie im Garten Eden und ein Hoffnungsschimmer

1840 erkannte der deutsche Chemiker Justus von Liebig die stimulierende Wirkung von Stickstoff, Phosphaten und Kalium auf das Wachstum von Pflanzen. Rund siebzig Jahre später gelang erstmals die Herstellung von Kunstdünger, der die landwirtschaftliche Produktivität in bislang ungeahnte Höhen steigerte. Gleichzeitig setzte das neue Hilfsmittel aber auch eine Tragödie von verheerendem Ausmass in Gang: Sein exzessiver Einsatz zerstörte die Artenvielfalt, die sich auf den ausgelaugten Böden etabliert hatte, innert Jahrzehnten. Dem verbliebenen «Unkraut», das sich in den



Der Stoff aus dem archäobotanische Träume sind: Um 1400 n.Chr. beim Brand eines Heustocks an der Neustadtgasse 9 in Winterthur eingäscherte Blütenpracht.

Feldern gegen die Übervorteilung des Getreides durch Düngereinsatz behauptete, machten schliesslich Herbizide den Garau.

Biodiversität ist, überall wo Menschen leben, kein Produkt der Natur. Genau besehen handelt es sich um eine kulturelle Kategorie. Nichts illustriert dies subtiler, als der ästhetische Aspekt, in dem die frühesten Artenschutzprogramme gründen. Heute, nach dem Untergang Jahrtausende alter landwirtschaftlicher Traditionen, ist der Mensch als Entscheidungsträger in der Pflicht – nicht in seiner uralten Rolle als Bauer, sondern als Gärtner, beseelt von der Sehnsucht nach Eden.



F: Wir haben auch alte Teile eingebaut, die beim Brand gerettet wurden. Den Rost hatten andere Lehrlinge vor uns an der Decke angebracht.

Das war bestimmt keine «normale» Schreinerarbeit!

F: Das Holz – ein gutes Material! – ist natürlich immer das gleiche. Aber wir mussten alles von Hand sägen und hobeln. Auch auf Schleifpapier verzichteten wir und hobelten, bis die Oberflächen schön glatt waren.

K: Für die Profile benutzten wir nicht wie sonst die Kehlmaschine, sondern alte Hobel mit einem speziellen Profil.

F: Herr Rentsch, ein älterer Schreiner, der auch in der Zimmerleuten arbeitete, hatte all die alten Werkzeuge.

Habt ihr auch mit unbekanntem Material gearbeitet?

K: Ja, statt synthetischem Leim verwendeten wir Knochenleim, der stinkt abartig.

F: Als Oberflächenpolitur kam Schellack zur Anwendung, genau wie früher. Heute benutzt das niemand mehr.

K: Das gab viel zu tun: auftragen – warten – polieren – auftragen ...

Mit dem Resultat der Rekonstruktion seid ihr offensichtlich zufrieden. Aber wie würde der Saal denn aussehen, wenn ihr ihn selber gestaltet hättet?

F: Ich hätte schon etwas im alten Stil designt, etwas Altes, das zum Alten passt. Auch dass man die verkohlten Teile wieder verwendet hat, finde ich richtig. Ich hätte die genau gleiche Decke gemacht.

K: Es ist gut, dass alles auf alt gemacht ist. Eine knallrote Decke wäre zwar auch noch lustig ...

F: Aber dann ganz neu, oder eben alt belassen, nicht etwas dazwischen!

«Alles von Hand!»

Am 14. November 2007 zerstörte ein verheerender Brand das Zürcher Zunfthaus zur Zimmerleuten. Dass der grosse Zunftsaal im zweiten Stock heute wieder in seiner vollen Pracht dasteht, ist auch das Werk von Lernenden der Lehrwerkstätte für Möbelschreiner LWZ in Zürich. Mit altem Gerät rekonstruierten sie die barocke Holzdecke in traditioneller Handarbeit.



str. Was denkt ihr heute bei einem Blick in den Zunftsaal?

Federico: Eine eindruckliche Decke! Wenn man weiss, dass das alles von Hand gemacht wurde, ist man stolz, dabei gewesen zu sein.

Kevin: Wir kennen jedes Teil und wissen genau, was alt ist und was neu nachgebaut wurde. Und wir sehen, was wir gemacht haben: Am Anfang war einfach Holz da, jetzt ist die Decke fertig.

Welche Arbeitsschritte habt ihr ausgeführt?

K: Mit dem Hobel haben wir in der Werkstatt die Rahmen geformt, sie verleimt und mit einem Furnier belegt. Mit dem Lieferwagen fuhren wir die Teile in die Zimmerleuten und steckten dort die Rahmen und Füllungen zusammen und montierten sie an die Decke.

Oben: Kevin (l) und Federico (r), Schreinerlehrlinge im 3. Lehrjahr, arbeiteten im Sommer 2010 einen Monat in der Zimmerleuten.

Knapp 10% der Decke überstanden den Brand – Teile eines riesigen Puzzles.



Bergwerk Buchs

Am Chrätel oberhalb von Buchs bauten 1894–1916 Bergleute Quarzsand für die Bülacher Glashütte ab, bis 1922 lieferten sie Formsand für die Winterthurer Giesserei Sulzer. In ihrer Freizeit oder beim Warten auf den Abtransport pflegten sie ihr künstlerisches Hobby und schlugen Skulpturen aus den Sandsteinwänden. Tiere, Märchengestalten, biblische Figuren und Landesmutter Helvetia machen das Industriedenkmal zum Museum der «proletarischen Kultur». 1906 eröffnete der Bergwerksbesitzer die Wirtschaft «Zum Bergwerk» als Ausgangspunkt für Führungen im 400 x 300 m grossen Stollensystem. Anmeldung im Restaurant Bergwerk unter 044 844 17 50.

Anreise: Bus 485 ab Zürich, Frankental oder Regensdorf-Watt bis Adlikon, Sonnhalde West oder Buchs, Linde.



(Bewilligung: swisstopo BA 110245)

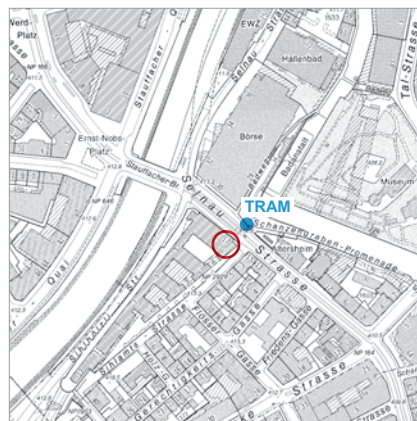


Alterthüermagazin Selnau

Ein Keller im Zürcher Selnauquartier birgt lauter Unikate aus den Sammlungen der Denkmalpflegen von Stadt und Kanton Zürich. Bauteile wie Türen, Tapeten, Bodenplatten, Leuchter, Lavabos und WC-Schüsseln sowie Tische, Stühle, Kommoden und Gemälde zeigen die Vielfalt der Objekte, denen sich die Denkmalpflege annimmt. Im Schaulager übersichtlich geordnet, werden sie dem Fachpublikum aus Bau, Handwerk und Planung präsentiert. Aber auch Schulklassen, Bauherrschaften und interessierte Laien finden im Raritätenkabinett gesprächige Zeugen der Wohnkultur aus vier Jahrhunderten. Ab Oktober 2011 Führungen jeden ersten Samstag im Monat um 14 und 16 Uhr, Besammlung im Hof.

www.museen-zuerich.ch
www.langenacht.ch

Anreise: Tram 8 bis Bahnhof Selnau; Selnaustrasse 17.



(Reproduktionsrecht: ARE Kanton Zürich)

Chancen für die Biodiversität. Zürcher Umweltpraxis Nr. 62. Baudirektion Kanton Zürich, Koordinationsstelle für Umweltschutz, Zürich 2010.

Siedlungen, Infrastrukturbauten und Freizeitbeschäftigungen bedrängen die natürlichen Lebensräume von Pflanzen und Tieren. Zum UNO-Jahr der Biodiversität zeigt das Heft, wo sich der Artenreichtum am besten entfalten kann und was die kantonalen Fachstellen unternehmen, um ihn zu schützen und zu fördern.

Blink Design (Hrsg.), luminous zürich. Ein subjektiver Lichtatlas. edition blink, Zürich 2009.

Genial einfach wird Zürich im besten Licht präsentiert. Eindrucksvolle Nachtaufnahmen aus verschiedenen Perspektiven zeigen die Stadt einmal ganz anders. Central, Hürlimann-Areal, Limmattal – überall leuchtet künstliches Licht, dazwischen ein paar Glühwürmchen. Die Farbpalette in diesem «urbanen Lichtatlas» lässt nicht nur Nachtschwärmer staunen.

Laura Feuerland, Kalla vom Löwenclan. Abenteuer in der Steinzeit. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2010.

Die Lebenswelt am Ende der Altsteinzeit in einer Geschichte für Kinder anschaulich dargestellt: Die neunjährige Kalla und ihr Jetztzeitmenschen-Clan trafen vor 30 000 Jahren auf die letzten Neandertaler. Die Autorin beschreibt Umwelt, Behausungen und Gerätschaften sowie in fiktiven Einblicken die Gedanken- und Sagenwelt der beiden Kulturen.

Rudi Palla, Verschwundene Arbeit. Von Barometermachern, Drahtziehern, Eichmeistern ... Christian Brandstätter Verlag, Wien München 2010.

Industrielle Herstellungsprozesse machten in den letzten beiden Jahrhunderten spezialisiertes Handwerk zum gefährdeten Kulturgut. In mehr als 200 kurzweiligen Portraits und mit zahlreichen Illustrationen lebt die einstige Vielfalt der Berufswelt wieder auf. Rosstäuscher, Pechsieder, Silhouettenschneider und viele mehr kommen hier zu Ehren.



© STARCH
Stiftung für Archäologie im Kanton Zürich
Postfach 5277
8045 Zürich

Amt für Raumentwicklung
Archäologie und Denkmalpflege
Stettbachstrasse 7
8600 Dübendorf
Tel. 043 343 45 00
Tel. 043 259 69 00 (ab 1. Oktober 2011)

www.starch-zh.ch
www.archaeologie.zh.ch
www.denkmalpflege.zh.ch

Konzept und Redaktion:
Markus Stromer (str); Josef Gisler (jg)
Texte: Pascale Eberschweiler (peb),
Adrian Huber (hub), Martin Leonhard (leo),
Thomas Müller (mül), Stephan Steger (ste)

Bilder: Martin Bachmann (Fotograf A+D)
oder gemäss Angabe; Kantonsarchäologie (KA),
Kantonale Denkmalpflege (KDP)

Bildredaktion: Martin Bachmann (A+D)
Gestaltung: Roland Ryser, Zürich
www.zeichenfabrik.ch

Druck: Stäubli AG, Zürich
www.staebli.ch

Auflage: XXXX Expl.
August 2011